

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 200.

Sonntag, 27. August.

1916.

Frau Minchens Narretei.

(20. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Räte van Becker.

(Nachdruck verboten.)

Gerade so hatte Frau Berta es gewollt. Das liebe, schwache Kind aus dem Lohwobohu, das jetzt in Molitten herrschte, herausheben, es in dieser so wichtigen Zeit seelischer und geistiger Entwicklung fernhalten von der Unruhe und Oberflächlichkeit, die jetzt dort herrschten. Körperlich und geistig war es wirklich von unschätzbarem Nutzen, wenn das blasse, langaufgeschossene und von der Krankheit übermäßig angegriffene Mädchen in bessere und wärmere Luft kam, sich erholen, kräftigen und unter günstigem Einfluß entfalten durfte.

Frau Berta hatte die kleine Fee immer geliebt, immer den tiefen und doch so klaren, festen Grund in der Kinderseele erkannt und im Laufe der Jahre war, durch die häuslichen Verhältnisse Fees begünstigt, diese immer mehr in das Herz der tochterlosen Frau hineingewachsen, so daß sie jetzt für sie empfand wie für ein eigenes Kind. Sie hoffte auch heimlich, ganz heimlich, daß der liebe Goldkopf wirklich noch einmal ihr Kind würde.

Frau Berta war eine kluge Mutter. Sie hatte ihren Sohn in diesem Jahre selbst zu Weihnachten nicht nach Hause kommen lassen. Er mußte das Fest bei anderen, seiner Univerſität näher wohnenden Verwandten zubringen. Damals, bei der Einsegnungsfeier war er zu entzückt von Fränze gewesen, und nun noch diese gefährliche, verführerische Nichte! Das konnte leicht Konflikte geben, die ernst in das Leben griffen. Man tat klüger, so etwas zu vermeiden. Sie wußte wohl, daß sie ihren hübschen, warmherzigen Jungen nicht vor aller Weiberlist und Verführung schützen konnte, aber wo es in ihrer Macht lag, wollte sie es doch versuchen. Der ländlich ungezwungene Verkehr und die noch aus der Kinderzeit datierende Vertraulichkeit begünstigten jedes Liebespiel, und die beiden Mädchen, vor denen sie sich fürchtete, waren schlau genug, um aus dem Spiel bindenden Ernst zu machen. Möchte ihr Rolf sich draußen in der Welt die tollen Hörner ablaufen, das war der natürliche Gang der Dinge und den konnte sie nicht ändern, aber vor ihren Augen wollte sie ihn nicht ins Unglück rennen sehen, ihn nicht der nächstliegenden Gefahr leichtsinnig aussetzen.

Aber ihr Mutterherz litt dabei an heißen Sehnsuchtschmerzen, und es war nicht der letzte bestimmende Punkt der Reisepläne, daß Wiesbaden und Bonn sehr nahe beieinander lagen und sie ihren Liebling dort wiedersehen konnte ohne Sorge, daß sie dieses Wiedersehen zu teuer bezahlen müsse. Und nebenbei, wenn Fee mitkam, traf Rolf die Kindheitsfreundin ohne Konkurrenzbegleitung und konnte sich ihr ganz widmen. So dachte und plante Frau Berta und ging daran, das Nidelsche Ehepaar auf die Reiseidee vorzubereiten und dafür zu gewinnen.

Frau Minchen, so wie so der alten Freundin gegenüber im gewappneten Zustande und voll Widerstandabsichten, geriet ganz aus dem Häuschen bei der ersten vorsichtigen Andeutung. Aber sie hatte dabei ohne ihren

Fritz gerechnet. Grimmig fuhr er sie an und trat für den Wunsch des Arztes ein. Es tat ihm ordentlich wohl, ihr einmal mit so vollem Recht widersprechen und seine alte Willenskraft beweisen zu können. Trotzdem hätte er vielleicht sein Stüd doch nicht durchgesetzt, denn Frau Minchen hatte jetzt ebenso viel Vergnügen daran, ihm zu widersprechen und ihre Willenskraft zu beweisen, aber Ludovika, die Allmächtige, nahm sich der Sache an, fand sie in der Ordnung und redete der Tante so lange zu, bis diese nachgab und zustimmte.

Ludovika fand es langweilig und störend, eine Konvaleszentin und die dazu gehörige üble Laune im Hause zu haben. Das konnte möglicherweise unangenehm wirken und daher trat sie auf Onkels Seite, machte die Tante darauf aufmerksam, daß man bei der Grobmut, die sie ihr gegenüber bewies, es mißverstehen könnte, wenn sie der Tochter das Notwendige versage und wozu sich damit auf billige Art und Weise nach zwei Seiten hin einen Glorienschein der Güte und Klugheit.

So reiste Tante Berta mit ihrem Mann und dem geliebten Pflögetöchterchen Anfang März nach Wiesbaden und Fee, die sehr blaß und mager, aber in strahlender Seligkeit und herzklopfender Erwartung in die mit lauter Wundern gefüllte fremde, weite Welt hinausfuhr, hinterließ zu Hause eigentlich nur einen, der ihr mit Sehnsucht nachschaute und sich trotz aller lauten Geselligkeit, die ihm blieb, recht vereinsamt und traurig vorkam, — das war ihr Vater.

In dem wollte gar keine rechte Zufriedenheit mehr aufkommen. Es lag wie ein Alp und ein Bann auf ihm. Er war nicht mehr der alte, energische Fritz Nidel, — er war ein beherter Mann, vor dessen Blicken alles anders wurde, wie er es so lange gesehen, vor dessen Willen sich alles wandelte zu Widerstrebendem, dem eine fremde, höhnische Macht überall die Hände band, die Wege verwirrte und heimlich gegen sein Glück und seine Zufriedenheit wühlte.

Und dabei konnte er eigentlich ernstlich über nichts klagen, als über sein Minchen, das eben auch unter dieser fremden, höhnischen Macht sich gewandelt hatte und sein altes Minchen nicht mehr war.

Von der Schmaroherpflanze ging das alles aus, von dem Unfraut! Er fühlte es wohl, aber er besaß nicht mehr die richtige, frische Kraft, den unbeirrten Willen, es auszureißen, es saß schon zu fest, seine Wurzeln griffen zu tief.

Und andere Leute waren klüger als er alter Narr, die wollten sich das schöne, gefährliche Unfraut überhaupt nicht in ihr Feld pflanzen lassen. Keiner wollte anbeihen, so viel er die bezaubernde Nichte auch auf den Heiratsmarkt geführt, angepriesen und mit Wertangabe versehen hatte. Viele Verehrer, sehr viele, aber keine Begehrer! Auch da wie verheert! Auch da Widerstand und Mißerfolg all seiner Pläne!

Ludovika machte die gleichen Bemerkungen wie der Onkel. Das Glück ging eben nicht mit ihrer Schönheit Hand in Hand. Das hatte sie schon vorher gewußt und

sah es nun wieder. Die getae Ernst gemacht hätten, paßten ihr nicht und waren beizeiten zurückgewiesen worden, und die anderen, die paar guten Partien, für die sie das zweifelhafte Glück mit Eugen aufgegeben hätte, waren nicht geneigt gewesen, sich in die Stellung des Freiers schieben zu lassen. Die benahmen sich ganz ebenso wie die Berliner Schmetterlinge mit der Devise: Liebe ohne Verbindlichkeit.

Ludovika war innerlich tief verstimmt. Sie hatte sich diese Winteraison hindurch sehr gut amüsiert: tadellos. In einem Milieu und mit einer Ausstattung, die ihr genau paßten, aber damit war auch alles erschöpft und ihr blieb jetzt, zum Schluß der Saison, nur die verstärkte Erkenntnis, daß es das Richtige sei, sich so schnell wie möglich gut zu verheiraten, um sich dann mit um so größerer Sicherheit und Freiheit weiter zu amüsieren.

Sie war fest davon überzeugt, daß sie in den kommenden Monaten, die noch an der gesetzten Prüfungszeit fehlten, auch nicht andere Erfahrungen machen würde und nun faßte sie eine gewisse Ungeduld und Unruhe nach klaren, festen Verhältnissen.

Sie schrieb an ihre Mutter, von der sie genau wußte, daß sie schon lange als richtig und klug erkannt hatte, was sie erst jetzt, nach dem — mit bitterem Lächeln gestand sie es sich — mißlungenen Feldzug einfaß. Ihre Mutter mußte als Hilfsstruppe auftreten. Sie selbst konnte und wollte nicht diejenige sein, die auf Abkürzung der Wartezeit drang oder irgendwelche Veranlassung dazu gab, aber ihre Mutter würde das verstehen und durchsetzen.

Die saß ja doch wie die Spinne auf der Lauer und hefte danach, die Hände im Spiel zu haben, die Fäden nach ihrem klugen Willen zu weben und vor allen Dingen einen davon zu benutzen, um sich selbst in ein behagliches Nest zu ziehen. Möchte sie nun ihr Glück versuchen; die Tochter überließ ihr gerne alle Schwierigkeiten. Wenn dann die liebe Mama sich selbst als Schwierigkeit erweisen sollte, würde sie schon verstehen, sie los zu werden.

Der Freifrau Amalie konnte nichts gelegener kommen als diese Aufforderung ihres Märchenkindes. Sie hätte auch ohnedies vielleicht schon in allernächster Zeit das getan, was Ludovika jetzt wünschte, denn bei ihr drängten die Verhältnisse viel mehr als bei dieser.

Der des Königs purpurswerte stolze Spartanerjüngling Alfons, der seit seinem Eintritt in das Regiment eigentlich unausgesetzt vor der fatalen Möglichkeit stand, abgegangen zu werden und sich immer wieder nur durch einen glücklichen Zufall im Feu, oder eine Privatankleihe bei alten Freunden seiner Mama im Gleichgewicht hielt, hatte in letzterer Zeit ganz besonderes Pech gehabt, und wenn sich ihm nicht neue Hilfsquellen erschlossen, würde es diesmal ernst werden. Mit dem Heiraten, das bei ihrem schönen, genialen Sohn die gegebene Hilfe und der aussichtsreichste Punkt war, hatten ihre armen Kinder leider nun einmal alle nicht Glück. Alfons war ein Schlingel — in schwachen Stunden nannte ihn die Freifrau sogar härter —, er hatte unzählige Liebschaften, aber zu einer soliden Partie brachte er es nicht. Es lag wohl so in der Familie. Sein Geschmaç verirrte sich immer in minderwertige Kreise. Der Junge bejaß eben Temperament und Charakter, er ließ sich nicht kaufen, sondern ging nach seinem Herzen.

Aber bei aller Anerkennung dieser uneigennütigen Eigenart blieb das Resultat derselben fatal und bot immer neue Schwierigkeiten.

Ein Segen war es, daß Ludovika aus der Art schlug, diesen entschieden soliden, heiratsbedürftigen Zug zeigte und endlich nun auch eine Betätigung für ihn fand. Dadurch ließen sich hoffentlich auch Alfons Verhältnisse ordnen. Sowie durch Ludovika die Verbindung mit dem reichen Onkel neu befestigt war und dieser jeden Skandal in der Familie seiner Schwiegertochter scheuen mußte, würde er wohl bereit sein, herauszurücken und

hier und da, — die Freifrau dachte „immer“ — die Sorge für seine Verwandten zu übernehmen.

Und daher mußte man sich mit der Ordnung der Liebesaffäre beeilen, mußte fest dahinter stehen und einen Druck ausüben.

Die Freifrau glühte vor Eifer und Tatendurst, sie wußte schon, wie sie es anfangen wollte.

Eines Tages traf daher die Freifrau Amalie von Diebermann ebenso unerwartet und plötzlich in Molitten ein wie vor Monaten ihre Tochter. Sie kam und sie war da, genau wie die Liebe, auch mit all den Überraschungen und Verwirrungen, die diese mit sich bringt. Nur die Seligkeit, die auch von Rechts wegen dazu gehörte, wollte sich nicht einstellen. Der Bruder Frik tobte; schlimmer als damals bei der Anmeldung der Nichte, denn er sah das Unheil und das Schmarotzertum nun in zweiter und verstärkter Auflage nahen; aber er konnte diesmal ebenso wenig oder eigentlich noch weniger tun als damals. Er konnte doch seine eigene Schwester nicht glattweg aus dem Hause werfen, besonders nicht, da er deren Tochter seit fast Jahresfrist im Hause hatte und sozusagen als Braut seines Sohnes betrachten mußte.

Die Fesseln, die sich um seinen Willen legten, waren jetzt schon stärker, eine wrob sich aus der anderen, das Unkraut wuchs, dehnte und vermehrte sich, es zwang die frischen, widerstandsfähigen Salme zu sich herunter und erstickte sie, — in ohnmächtigem Zorn empfand er es.

Frau Minchen war zuerst auch etwas erschreckt und abweisend, aber bei ihr wuchs das widerstrebende Empfinden aus der Sorge, daß die Mutter gekommen sei, ihr Ludovika zu nehmen und ihr damit das Böseste anzutun, was ihr geschehen konnte.

Die Schwägerin hatte das augenblicklich erfaßt und gesehen, daß hier der Punkt sei, von dem aus sie operieren müsse. Sie trat in einer wunderbar geschickten Mischung der Gefühle auf, als liebende, sehnüchtige Mutter, die aber bereit ist, sich und ihr sehnüchtiges Mutterherz zu opfern für das Glück ihres Kindes. Zugleich war sie die zärtlichste, dankbarste Schwester und Schwägerin, liebevoll und liebenswürdig, dabei vornehm würdig und so hochadlig beglückend, daß es wirklich schwer gewesen wäre, ihr mit aufrichtiger, solider Grobheit entgegenzutreten, wie es des Bruders feste Absicht war.

Frau Minchen schmolz in der ersten Stunde hin, besonders nachdem die Schwägerin mit zärtlicher Wehmut erklärt hatte, daß ihr Märchenkind ihr ja nun nicht mehr gehöre, da es bald mit den festesten Banden an die Familie des geliebten Bruders gekettet sein würde. Nur wiedersehen hätte sie ihre Ludovika einmal müssen und die liebe, herrliche Schwägerin kennen lernen, an der Ludovika mit einer Vergötterung hänge, die ein weniger selbstloses Mutterherz erzittern ließe.

Das alles in den wundervollsten Romanphrasen und mit einschmeichelnder Stimme und dazu eine noch immer stolz getragene, prächtige Gestalt und ein für Laien augen tadellos schön erhaltenes Gesicht mit frischen Farben.

Es war kein Wunder, daß Frau Minchen geblendet war. Sie begriff nicht, daß ihr Frik solch eine Schwester immer verkannt und nie zu sich herangezogen habe. Sie begriff ihren Frik nun freilich in vielen Dingen jetzt nicht mehr und hatte auch total vergessen, was für Gründe er seinerzeit für dieses Verhalten seiner Schwester gegenüber aufgeführt, mit ihr besprochen und ihre Zustimmung dafür erhalten hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Denkende Menschen wissen, was das Wort Schweigen heißt, sie bewahren es als die Perle ihrer Persönlichkeit. Der müßige Kopf stößt's von sich, je weiter, desto wohler ist ihm. R. S.

Schweizerreise im Weltkrieg.

Maloja.

(Nachdruck verboten.)

Damals, als junge Studenten, standen wir an den hinabstürzenden Gängen und blickten hochaufatmend der weißen Straße nach, die sich in Serpentinaen südwärts verliert, wo das große wunderbare Geheimnis lag — die Heimat der deutschen künstlerischen Intelligenz — die Heimat Mignons . . . Italien. Und heute! Wohl hat da wieder ein schmeicheln-der Süd, mit Düften beladen, den nordischen Wanderer weich gestimmt, aber nur für einen Augenblick. Ernst lehrten die Gedanken zurück, die der silbernen Straße da unten gefolgt waren. Das mußte vorbei sein, Mignon stand auf der Ver- uisflut der Zeit. Und es lag wirklich genug strahlende Schön- heit nordwärts, wo der See von Silva Plana heute mit allen Künsten der Welt wetteifern konnte. Wer die Schönheit Malojas bisher in der näheren und weiteren Umgebung des wundervollen Palace-Hotels sah, der mußte in diesem Jahre fortbleiben, wie es tatsächlich auch die meisten getan haben. Maloja ist völlig leer und das vornehme Palace geschlossen.

So blieb Maloja ausschließlich eine Impression (abge- sehen von den guten Forellen, die sich hierher verirrt haben), aber eine gewaltige, selbst für den durch St. Moritz verwöhnten Blick. Der Genius des Engadins wandert auf blauen Seestufen aufwärts, und hier erst reist seine Idee, die gewal- tigsten Formen der Materie in Luft und Licht geistig zu ver- klären, der Vollendung entgegen. In Maloja hat die Alpen- symfonie, die sich Engadin nennt, ihren Höhepunkt erreicht. Diesen erhabenen Eindruck verdanken wir dem Weltkrieg, der die Einsamkeit in das von ihr längst verlassene Hochtal zurückrief.

Aber der Krieg beherrscht auch Maloja. Es ist verboten, auf der großen Silberstraße, die sich, glitzernd im Sonnen- schein, schlängelt, stehen zu bleiben, zu photo- graphieren oder vom Wege abzuweichen. „Tereno militare“ oder „Zutritt verboten“, und so bleiben die schönsten Punkte mit dem Blick auf Italien unerreichbar. Man sieht Schützen- gräben im harten Gestein und andere militärische Dinge — man sieht den Krieg. Doch der ist ein Freund der Einsam- keit und er scheint auch mit dem Ernst dieser Natur zu harmo- nieren. Aber die meisten großen ihm, besonders die Birte von Maloja. Von Süden her stockt der Grenzverkehr völlig — Italien läßt hier keine Waren passieren, vermutlich aus Furcht vor Spionage. Die Rahelmacher sind selbst bei der Italienisch sprechenden Grenzbevölkerung nicht beliebt, zu „er- lösen“ gebe es hier nichts — und Maloja wäre, wie mir scheint, militärisch schwer zu erobern. Hier oben herrscht noch der herbe, deutsch-schweizerische Geist — unbezwinglich und erhaben über die heraufsteigenden Blütendüfte der südlichen Täler. Eine Gottheit mit dem Stahlschild aus Schnee und ewigem Eis, mit dem klaren Augenlicht der reinen Bergseen von Silva-Plana, das ist Maloja. (Benf. Mz.)

Dr. jur. Hermann Jaques.



Aus der Kriegszeit.

Der patriotische Konditor. Aber eine seltsame Blüte des geschäftsfundigen Patriotismus in Frankreich weiß „L'Œuvre“ zu berichten. Da die sogenannten „Wiener Bonbons“ wegen der Kriegsstimmung nicht mehr gut genug verkauft werden, stellte der in Frage stehende Zuckerbäcker neue Bonbons in neuer Packung her unter der Marke: die Mischung der Tapferen. Diese Bonbons sind in Papiere mit den belgischen, englischen, französischen, russischen und japani- schen Farben gewickelt und außerdem mit herzerfrischenden patriotischen Sprüchlein versehen. So heißt es auf dem einen: „Dieser mutige kleine Belgier hat Apfelsinengeschmack.“ Auf einem anderen: „Dieser furchterregende kleine Franzose schmeckt nach Schokolade.“ Oder: „Dieser schlaue kleine Ja- paner ist mit einer Kirsche gefüllt.“ „Dieser kühne kleine Italiener hat Mandarinen-Geschmack“, und: „Der wunderbare große Kosak schmeckt nach Himbeeren.“ Die größte Ehre aber verschafft der Phantasie des patriotischen Konditors unfehlbar eine Packung mit dem Sprüchlein: „Diese Damen des Roten Kreuzes sind mit Creme gefüllt.“

Das Schloß des Fürsten Dohna. Uns wird geschrieben: Im „deutschen Oberland“, jenem Teil Ostpreußens, der am lebhaftesten an die Anmut west- und süddeutscher Gegenden erinnert, liegt seit drei Jahrhunderten Schloß Schlobitten, das Stamm- und Wohnhaus der Dohnaschen Linie, deren gefürste- tes Oberhaupt soeben gestorben ist. Das stattliche, langge- streckte Bauwerk, abseits von der Heerstraße und meist von holdem Dornröschenschlaf umfungen, ist eigentlich nur dann von vollem Leben erfüllt, wenn der Landesherr in seinen Mauern weilt. Das ist freilich keine gar zu seltene Günst des Schicksals. Von dem Kurfürsten Georg Wilhelm an haben alle preußischen Herrscher oft und gern bei den Dohnas Quartier genommen, wenn sie sich auf Reisen nach dem Osten befanden und hier die letzte Nacht auf dem Weg nach Königs- berg verbrachten. Auch Kaiser Wilhelm II. fühlte sich an manchem heißen Randover- und Jagdtag gastfreundlich hier- hergezogen, zumal er seinem „Hofjägermeister“, dem Fürsten Richard Wilhelm zu Dohna, in echter Freundschaft zugetan war. Außerlich ist das um 1700 im französischen Geschmack umgebaute Schloß nicht besonders prunkvoll, und an seiner gediegenen Schlichtheit werden sich mehr Kunstgeübte als Laien Augen erfreuen. Im Haupt- und Mittelbau ragen drei Stockwerke übereinander auf und tragen ein Mansardendach mit zahlreichen, hübsch profilierten Schornsteinen. Mit den Galerien und Nebengebäuden hat das Schloß eine ansehnliche Rauminfülle: 72 Zimmer mit ausgerechnet 386 Fenstern, so daß man jeden Tag des Jahres an einem anderen zubringen könnte. Innen ist das Schloß voll überraschender Sehens- würdigkeiten. Dahin gehört vor allem der 1713 fertiggestellte, mit reichen Stuckarbeiten gezierte und durch zwei Stockwerke gehende Festsaal. Ferner das fürstliche Schlafzimmer mit prächtig aus der hölzernen Wandbekleidung herausgeholtten Schnitzereien: Kofoloreliefs, die wie aufgelegt erscheinen, und doch aus dem vollen Holz geschnitten sind. Eine gleich vollende- te Leistung kommt in Deutschland wohl nur noch in dem Kronjuwel aller Kofolofschlöffer, Wilhelmstal bei Kassel, vor. Ein Prunkstück des Schlosses sind ferner die königlichen Ge- mächer, die sog. königlichen Stuben. Hier haben wohl alle preußischen Könige gewohnt, hier logierten Königin Sophie Charlotte und Königin Luise, Kaiser Paul von Rußland und viele andere große Herren, hier fühlte sich auch unser Kaiser wohl und heimisch. Die Wände des großen Wohnzimmers sind mit drei Gobelins von unberechenbarem Wert geschmückt; sie stellen den Besuch des personifizierten „Frankreich“ beim Kaiser von China dar und sind Duplikate jener Kunstwerke, die Ludwig XIV. dem „Sohn des Himmels“ einst zum Ge- schenk machte, in den Farben und in der Unberührtheit des Gewebes aber noch schöner als die Originalen. Ein erlesenes Stück ist auch der 4 Meter lange, von einem Dohna in einer Schlacht erbeutete türkische Teppich, einer der größten, die es überhaupt gibt. Der Kaiser schätzte dieses seltene Stück, das Geheimrat Bode gelegentlich auf 55 000 M. taxiert hat, so hoch, daß er bei seinem jedesmaligen Aufenthalt die Eden des ausgebreiteten Teppichs umzuschlagen pflegte, um ihn nach Möglichkeit zu schonen. In einem japanischen Kästchen, dessen jahrhundertalter Lack noch heute zu duften scheint, sind meh- rere zierlich gearbeitete Schachspiele aufbewahrt, eines aus Achat, zwei aus Elfenbein und eins aus gewöhnlichem Radia- holz, aus dem ein Drechsler in dem ostpreußischen Städtchen Heiligenbeil zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Figür- chen kunstvoll herausgeschnitten hat. Nicht unerwähnt darf auch das entzückend gearbeitete roteidene Waldbachbett bleiben, das wohl bald 200 Jahre alt und noch heute würdig und schön genug ist, einem Kaiser als Ruhestätte zu dienen. Das Prunkbett ist, wie es heißt, für König Friedrich I. eigens an- gefertigt worden und nahm dann alle preußischen Könige in seine weichen Arme, die in Schlobitten übernachtet haben. An den jetzigen Landesherrn wird man überall im Schloß er- innert: hier steht sein letztes Portrait aus der Kronprinzen- zeit, dort liest man im Vorbeigehen auf einer einfachen An- sichtsposillarte ein noch einfacheres „Profit Neujahr! Wil- helm II.“, dort wird man auf einen zerbröckelten Porzellan- teller aufmerksam gemacht, den der kaiserliche Gast in unge- zwungener Tischunterhaltung mit einem seiner großen Siegelringe versehentlich zerdrückt hat, — ein gediegenes Stück, das durch diesen Unfall noch gewonnen und nun Aus- sicht hat, „historisch“ zu werden.

Schach

Alle die Schachhefte betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

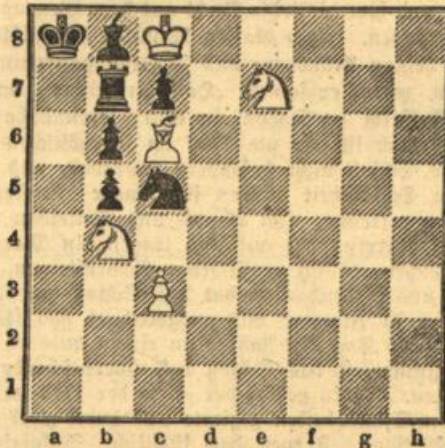
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 27. August 1916.

Aufgaben.

478. Theodor Bode in Wiesbaden.



Matt in 4 Zügen.

479. Unbekannt.

(„Voss. Ztg.“)

Weiß: Kb7, La2, Sc4, g5, Bc2, c3, d6, f2, g4.

Schwarz: Kd5, Se8, Be5, f4.

Matt in 2 Zügen.

Partie 177. (Mittelgambit.)

Gespielt im Turnier zu Nürnberg 1896.

Weiß: Winawer. Schwarz: Steinitz.

- | | | | |
|-------------|--------|-------------------------------|--------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 15. Ld3—h7† | Kg8—h8 |
| 2. d2—d4 | e5×d4 | 16. Td1×d5† | Le6×d5 |
| 3. Dd1×d4 | Sb8—c6 | 17. Lh7—e4 | f7—f6? |
| 4. Dd4—e3 | Sg8—f6 | 18. Le4×d5 | f6×g5 |
| 5. Sb1—c3 | Lf8—b4 | 19. h4×g5 | Sc6—e5 |
| 6. Lc1—d2 | 0—0 | 20. g5—g6 | Schwarz gibt |
| 7. 0—0—0 | Tf8—e8 | auf, denn auf 20. ... Tf8 | |
| 8. Lf1—c4 | Lb4×c3 | folgt das Matt in 2 Zügen | |
| 9. Ld2×c3 | Sf6×c4 | durch 21. T×h6† g×h; 22. | |
| 10. De3—f4† | Se4—f6 | D×h#. 20. ... Sf6 wird | |
| 11. Sg1—f3 | d7—d6 | ebenfalls mit 21. T×h6† nebst | |
| 12. Sf3—g5 | Lc8—e6 | Matt in folgendem Zuge be- | |
| 13. Lc4—d3 | h7—h6 | antwortet. | |
| 14. h2—h4† | Sf6—d5 | | |

Auflösungen.

Nr. 475 (3 Züge). 1. Te4†, K×e4 2. Db1+† 1. ... e×f5 2. Td4+.

Nr. 476 (2 Züge). 1. Dh7.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., L. L., A. DL., Wdw. und K. S. in Wiesbaden.

Briefkasten.

H. Wg. in B. Bei 475 scheitert 1. Tf5—f1 an 1. ... Sd4 und bei 476 antwortet auf 1. Tf2×f4† Schwarz mit 1. ... K×T† und das Matt in 2 Zügen ist unmöglich.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Buchstabenrätsel.

Ein Maß ist's mit o, und ist's immer voll Wein,
Dann soll es mir herzlich willkommen auch sein.
Mit u haben's Tiere, auch ist es ein Haus;
Mit ö macht man auch Richter daraus.

Bilderrätsel.



Abstrichrätsel.

Asbest, Acht, Lagune, Anna, Achmed, Tender, Nest, Auto, Kralle, Ente, Poet, Asti, Durbar, Fach, Diener, Hengst, Klänge, Marder.

Von jedem der obigen Wörter ist die Hälfte der Buchstaben zu streichen, sodaß die übriggebliebenen Buchstaben im Zusammenhange einen bekannten Vorgang nennen.

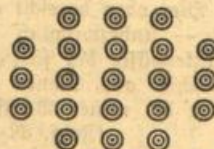
Kriegsrätsel.

Hei, wie wir vorwärts drangen
In wilder, blut'ger Schlacht,
Wie Brust an Brust wir rangen
Bis in die tiefe Nacht.
Dann legten wir uns nieder
Kaum bis zum neuen g,
Denn da begann schon wieder
Das fürchterliche d.

Zahlenrätsel.

- | | |
|------------------------------|--|
| 1 2 3 4 5 1 7 8 9 10 11 11 5 | Deutscher Seeheld. |
| 2 1 9 10 | Teil des Hauses. |
| 3 1 5 8 9 10 1 7 7 | Militärischer Rang. |
| 4 5 3 1 | Mädchenname. |
| 5 4 9 10 1 5 2 | Männlicher Vorname. |
| 1 2 11 5 | Innerer Körperteil. |
| 7 4 3 1 | Südamerikanische Stadt. |
| 8 11 3 4 5 1 3 4 8 | Sagenhafte assyrische Königin. |
| 9 4 5 9 11 | Aus der griechischen Sage bekannte Zauberin. |
| 10 11 5 2 11 5 | Deutscher Dichter. |
| 11 2 2 1 | Altgermanische Dichtung. |
| 11 3 3 1 | Mädchenname. |
| 5 11 4 10 11 5 | Vogel. |

Homogramm.



- | |
|---------------------------|
| 1. Feindliche Hauptstadt. |
| 2. Auszeichnung. |
| 3. Empfindung. |

Die Buchstaben a, b, d, e e e e, i i, l l, n n, o o, p p, r r, s s sind nach obigem Muster so zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleichlautend mit den drei senkrechten sind und Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben.

Rätselfragen.

1. Was findet man zur Zeit der Teuerung jedenfalls auf dem Markte? 2. Was ist das teuerste Wasser? 3. Aus welchen Kelchen trinken keine Menschen, sondern nur Tiere? 4. Welche Tasche ist lebendig?

Auflösungen der Rätsel in Nr. 391.

Bilderrätsel: Ein Segen liegt im schweren Werke, Di wächst, wenn Du's vollbringst, die Stärke. — **Geheimchrift:** Verrat spricht zierlich, Treue rauh und hart (Schlüssel: Von jeder Gruppe ist der erste und letzte Buchstabe zu streichen.) — **Tauschrätsel:** Haus, Augen, Nuß, Degen, Enkel, Lamm, Sund, Ulla, Name, Tasse, Eden, Rabe, Sack, Edda, Engel, Bank, Onkel, Ohren, Tauber. Handelsunterseeboot. — **Scherzrätsel:** Feld geben, Fell gerben. — **Abstrichrätsel:** Baruch, Oder, Fee, Wind, Licht, ein, Bel, Rock, Rad, Eid, Lurch, und, User, Reh, Anden, Oels, Lunte, Rose, Nebo, Note. Bruch der feindlichen Blockade durch unsere Handelsunterseeboote. — **Füllrätsel:** Arras, Ochse, Rhone, Kanne, Niere.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 13.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Muck-Muck.

Skizze von Waldeck. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg.

Swischen den Zweigen des Baobabbaumes lugte ein neugieriger junger Schimpanse über die wogenden grasbewachsenen Savannen aus. Der Baobabbaum war der äußerste Grenzposten der Savannen nach dem Walde zu, in dem der kleine Schimpanse sein Heim hatte — dann aber marschierten diese Bäume über die Ebene wie Riesen auf der Wanderung, bis der Haufen sich verdichtete und sich wie ein ganzes Heer runder knorriger Silhouetten über dem Gras erhob.

Es war am Ende der Regenzeit.

Im Walde wechselten Palmyra-Palmen mit Akazien und Dattelpalmen ab, umschlungen und verwickelt durch ein Netzwerk von prachtvollen Lianen. Da waren Bäume von der Wurzel bis hinaus zur Krone überfät mit grünen Moosen, prunkenden Orchideen, die von dem grünen Dach des Waldes herniederhingen wie funkelnde Lichtkronen in einer gewaltigen Kirche, Farnkräutern und Schlinggewächsen, die wie ein leuchtender Farbenregen zur Erde fielen.

Das war das Heim des kleinen Schimpansen. Muck-Muck nennen wir ihn nach dem Ton, mit dem seine Mutter ihn lockte. Muckte er je einen Auszug, so wars doch nur bis zu dem nächsten riesenhaften Baobabbaum, dessen gurkenartige Früchte mit dem saftigen Mark ihm so gut schmeckten. Der junge Muck-Muck war meist in Gesellschaft seiner ganzen Familie. Heute aber hatte er sich allein hergeschlichen und guckte mit seinen listigen kleinen Augen über die Savannen aus.

Diese wurden in einiger Entfernung von einem kleinen Fluß durchschnitten, einem Nebenfluß des mächtigen Kongo, von dessen ungeheurer Größe Muck-Muck die Alten voller Ehrfurcht hatte erzählen hören.

Unten an dem großen Fluß, sagten sie, käme man an mächtigen Wäldern vorüber, an kleinen Ortschaften mit runden Hütten, in denen kriegerische schwarze Menschen wohnten, an Plätzen, wo weiße Menschen kauften und verkauften, und schließlich an einem großen Meer, einem unendlichen Meer, das niemand übersehen könne. Da hätten die Weißen große Schiffe, auf denen alles fortgeführt würde, was das Land zu geben habe — Pflanzen, Steine, Tiere und Menschen.

Man müsse sich hüten vor dem großen Fluß, müsse bleiben, wo man sei und zufrieden sei mit dem, was man habe — das konnten die ganz alten graubärtigen Schimpansen nicht nachdrücklich genug einprägen.

Der kleine Muck-Muck saß da und laute an seiner Baobabfrucht, und die blühenden schwarzen Augen guckten neugierig nach dem Jungen des großen Flusses, als sein Blick sich plötzlich vor Entsetzen erweiterte.

Zwischen dem Papyruschilf des Strandes schimmerte ein langes, schmales Boot, und darin wimmelte es von Leuten: Neger mit Strohgürteln und eine merkwürdige Art Menschen mit garstigen, bleichen Gesichtern und Händen. Sie trugen weiße Sommerhüte und weiße Kleider und in den Händen lange, blühende Röhre.

Muck-Muck sprang herab von dem Baobabbaum und verschwand im Walde. Aber bald war er wieder da, mit einer Schar von Verwandten, Muck-Mucks Papa und Mama und Geschwister und Onkel und Tanten und deren Familien. Sie wollten natürlich sehen, ob der kleine Muck-Muck die Wahrheit gesagt habe.

Der alte Großvater sah die Fremden zu allererst.

„Ach, ach,“ seufzte er und schüttelte den kahlen Schädel.

„Nun ist der Fluch des großen Flusses über uns, nun sind die Weißen hier. Die schwarzen Teufel sind schlimm, aber die weißen sind weit schlimmer. Kommt, Kinder, und laßt nicht eure gefährliche Neugier euch zum Verderben werden!“

„Pf,“ grinnten die Jüngeren, „laß sie nur näher kommen, sie sind ja nicht so flink wie wir. Laß sie herankommen bis auf die Entfernung eines Palmbaumes.“

So beschloß man auch, und dann wollte die ganze Schar plötzlich verschwinden. Damit der kleine Muck-Muck nicht zurückbleibe, nahm seine Mutter ihn auf den Rücken, wo er sich fest anklammerte. Und da saß er sicher und blinzelte neugierig über ihre Schulter.

Die weißen und schwarzen Menschen zogen das Kanoe in das Schilf und krochen vorsichtig durch das hohe Gras, das ihnen bis zu den Schultern ging. Die Schimpansen saßen ruhig da und sahen zu, mit spielenden wachsamem Augen. Sie wußten ja, wie weit ein Wurfspieß reichte, und machten sich noch obendrein lustig auf Kosten der Menschen.

„Sie können einem leid tun, daß sie nicht auf die Bäume klettern können,“ höhnte Muck-Mucks Papa.

Aber in demselben Augenblick bligte es auf, und eine kleine weiße Wolke stieg zum Himmel empor. Die ganze Affenschar warf sich verwirrt von dem Baobabbaum hernieder, und in den Wald hinein ging es in unaufhaltsamer entsetzter Flucht. Und während der ganzen Zeit wimmelte der Alte mit dem Kahlkopf, indem er hinterdrein humpelte:

„Ich habe es ja gesagt, ich habe es ja gesagt! Der Fluch des großen Flusses ist über uns. Die weißen Teufel sind gekommen.“

Aber am Fuß des Baobabbaumes lag Muck-Muck, betäubt von dem Fall.

Er tastete mit der Hand und sagte ein anderes Geschöpf, das neben ihm lag. Es war seine Mutter.

Die Fahrtgeschwindigkeit der deutschen Schnellzüge.

Die hervorragende Bedeutung, die der Eisenbahn im gegenwärtigen Kriege zukommt, und die Erfolge, die mit Hilfe der außerordentlichen Leistungsfähigkeit unseres Bahnsystems erzielt werden konnten, stellen einen statistischen Überblick über unseren Zugverkehr begreiflicherweise mehr als früher in den Vordergrund des Interesses. Die Frage der Geschwindigkeit der verschiedenen Verkehrsmittel ist in gleicher Weise für den Techniker, den Nationalökonom und auch den Geographen von Bedeutung. In diesem Zusammenhange seien die Ergebnisse einer Untersuchung der Fahrtgeschwindigkeit der deutschen Schnellzüge wiedergegeben, die S. von Jezewski in „Petermanns Mitteilungen“ veröffentlicht. Während die bisherigen Untersuchungen im wesentlichen nur einige besonders schnelle Züge und die Geschwindigkeiten auf einzelnen Hauptverkehrslinien in Betracht zogen, berechnet Jezewski die Durchschnittsgeschwindigkeit aller deutschen Schnellzüge, indem er einerseits die Summe der von allen Schnellzügen der einzelnen Eisenbahnverwaltungen innerhalb des Deutschen Reiches zurückgelegten Zugkilometer, andererseits die zu dieser Leistung benötigten Fahrzeiten feststellt, wobei natürlich die Aufenthalte auf den einzelnen Stationen abgezogen werden. Die Berechnungen sind auf Grund der Sommerfahrpläne des Jahres 1914 vorgenommen, unberücksichtigt blieben die in den sommerlichen Fahrplan eingeschalteten, nur in dieser Jahreszeit und nur an bestimmten Tagen verkehrenden Sonderzüge. Demnach wurden von den deutschen Eisenbahnen im Sommerhalbjahr 1914 334290,9 Schnellzugkilometer an einem Tage gefahren. Da die hierzu erforderliche Gesamtfahrzeit 321969 Minuten betrug, beträgt die mittlere Fahrzeitgeschwindigkeit der deutschen Schnellzüge 62,3 Kilometer in der Stunde. Selbstverständlich weichen die einzelnen Zugkategorien innerhalb dieses Durchschnittsmasses wesentlich voneinander ab. Die schnellsten Züge mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 69,7 Kilometer in der Stunde sind die zweiklassigen D-Züge, die auf sehr großen Entfernungen mit möglichst wenig Zwischenstationen verkehren. Ihnen reihen sich die Luzuzüge an mit 65,8 Kilometer in der Stunde, hierauf kommen die dreiklassigen D-Züge mit 64,2 Kilometer in der Stunde. Die zuschlagfreien Schnellzüge, sog. Eilzüge, mit drei Wagenklassen haben eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 57,8 Kilometer in der Stunde. Nach den vorliegenden Untersuchungen der Leistungen innerhalb der verschiedenen deutschen Eisenbahnnetze stehen die Fahrleistungen der Schnellzüge der Reichseisenbahn in Elsaß-Lothringen an der Spitze. Der Hauptgrund hierfür ist in den geographischen Verhältnissen, in diesem Falle in der Ebenheit der Strecken zu erblicken. Dementsprechend sind z. B. die Durchschnittsgeschwindigkeiten in Bayern und Sachsen wegen der gebirgigen Bodenbeschaffenheit geringer. Auch wirtschaftliche Gründe können ausschlaggebend sein: so werden in Industriegebieten mit vielen wichtigen Haltestellen die Züge naturgemäß besonders oft in ihrer Fahrt aufgehalten. Der überhaupt schnellste Zug in Deutschland ist nicht, wie allgemein behauptet wird, der D-Zug Berlin-Hamburg, der seine 286,8 Kilometer lange Strecke in 194 Minuten mit einer Stundengeschwindigkeit

von 88,7 Kilometer zurücklegt, sondern der D-Zug Hannover-Minden, der zur Bewältigung seiner 64,4 Kilometer langen Strecke nur 43 Minuten braucht und daher eine Geschwindigkeit von 89,9 Kilometer in der Stunde erzielt. Zu den schnellsten Zügen gehören außer dem Hamburger Zug, der an zweiter Stelle steht, der bayerische D-Zug München-Nürnberg, sowie die Züge Halle-Berlin.

Gasangriffe im Tierreich.

Jede neue menschliche Erfindung und Vervollkommnung im Gebrauch unserer wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften fordert zu Vergleichen mit der Natur auf, und immer wieder kann man feststellen, daß das, was wir für ganz neu hielten, bereits seit erdenklichen Zeiten im Pflanzen- oder Tierreich Anwendung gefunden hat. Wenn man glaubt, daß die Gasangriffe, die im Weltkrieg auskamen, ohne Beispiel dastehen, so kann man sich durch Beobachtungen im Tierreich schnell vom Gegenteil überzeugen. Die Kriegführung mittels Gasangriffe wurde von der Natur schon lange als wirksam erkannt und findet sich unter den Insekten als Angriffs- und als praktisch ausgebildetes Verteidigungsmittel. Die vollkommensten Krieger dieser Art finden sich in der Gruppe der Laufkäfer, und zwar ist unter ihnen besonders der Brachinus crepitans in Gasangriffen erfahren, weshalb er mit dem Beinamen Bombardierkäfer belegt wurde. Die Bombardierkäfer sind fast über die ganze Erde verbreitet, nur in Australien wurde ihr Fehlen festgestellt. Im allgemeinen pflegen sie die wärmeren Gegenden zu bevorzugen, weshalb sie nach dem Norden hin auffallend schnell abnehmen. Die Verteidigung dieser Insekten geschieht derart, daß sie im Augenblick der Gefahr aus der Hinterleibspitze eine Flüssigkeit entlassen, die in Berührung mit der Luft zu einer blaugrünen gasartigen Wolke wird und auch Dampf und Rauch zu verbreiten vermag. Diese als Gaschiffe zu charakterisierenden Explosionen erfolgen stets, wenn der Käfer sich in Gefahr wähnt. Besonders große Arten dieser Bombardierkäfer sind in tropischen Gebieten anzutreffen. Die Käfer finden sich meist unter flachen Steinen in der Nähe eines Baches oder Flußlaufes, und wenn man einen solchen Stein aufhebt, kann man beobachten, wie der darunter versteckte Bombardierkäfer zum Gasangriff schreitet, den er häufig mehrmals schnell hintereinander wiederholt. Diese Gaschiffe dienen auch zur Abwehr anderer, dem Bombardierkäfer feindlicher Laufkäfer — der sog. Carabinen — die durch die überdrückende Dunstwolke betäubt werden, wodurch der Bombardierkäfer Zeit gewinnt, sein Heil in der Flucht zu suchen.

Schiffsarten.

Einienischiff, das Schlachtschiff erster Ordnung, hat seinen Namen daher, weil es stark genug ist, vorn in der Schlachtlinie zu kämpfen. Fregatte heißt eigentlich gezimmerter Bau. Das Wort kommt von dem lateinischen fabricare, d. h. zimmern. Daraus entstand die lateinische Form fabricata, die italienisch zu fregata zusammengezogen wurde. Korvette kommt von dem lateinischen Wort corbita, d. h. Lastschiff,

das wiederum von corbis, d. h. Korb abgeleitet ist. Der Name zeigt, daß das Lastschiff der Römer eine korbbartige Gestalt hatte. Die Schiffsbaukunst ist von dieser einfachen Form zu der bewunderungswürdigen Vollkommenheit der heutigen Schiffsgattung fortgeschritten. Corbita wurde im Spanischen zu corbeta, im Französischen zu corvette und bezeichnete schon vor 200 Jahren ein Kriegsschiff. Der Name ist in der deutschen Flotte durch Kreuzer ersetzt und hat sich nur noch in dem Worte Korvettenkapitän erhalten. Kreuzer kommt, wie der Name leicht erkennen läßt, von kreuzen. Dieses Wort bedeutet in der Seemannssprache zunächst bei ungünstigem Winde, bei dem man nicht Kurs steuern kann, in der Weise hin- und herfahren, daß man ihn kreuzt und von der eigentlichen Richtung doch etwas gewinnt. Sodann heißt kreuzen auch längere Zeit auf einer und derselben Stelle an der Küste, in dem Meere, vor einem Hafen hin- und herfahren, um die Flagge zu zeigen. Von diesem Zweck haben die Schiffe, je mehr sie auf die Dampfkraft eingerichtet wurden, sich immer weiter entfernt, aber doch den Namen Kreuzer behalten. Der Panzer hat seinen Namen von der Rüstung, die den Unterleib (lateinisch panter) deckte. Die Italiener nannten die Rüstung panciera, die Spanier pancera. Pinasse, der Name für das Beiboot, bedeutet ein aus dem Holz der Fichte, lateinisch pinus, gebautes Boot. Das Wort ist im romanischen Sprachgebiet entstanden, wie das spanische pinassa und das französische pinasse beweisen. Tesch, Köln.



Rnacknuß.

Müller, Schulze und Schmidt gründen gemeinschaftlich ein Geschäft, das 5000 M. erfordert. Schulze gibt hierzu doppelt so viel wie Müller und 200 M., Schmidt das dreifache des Schulze weniger 300 M. Wieviel gibt jeder?

Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Rätselcke der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatt genannt werden.

Auflösung der Rnacknüsse aus der vorigen Nummer:

1. Wenn Herr Schmidt einen Teil der Kohlen bekommt, so bekommt Herr Schulze einen Teil und 172 Zentner. Zusammen erhalten sie also 2 Teile und 172 Zentner. Da dies 720 Zentner sind, so sind zwei Teile und 172 Zentner 720 Zentner, 2 Teile allein aber 720 Zentner weniger 172 Zentner = 548 Zentner. Herr Schmidt erhält also einen Teil oder 274 Zentner und Herr Schulze 1 Teil und 172 Zentner = 446 Zentner.

2. Zusammen erhalten A, B und C drei Teile weniger 800 und 1200 (2000) M. Da aber drei Teile weniger 2000 M. 10 000 M. sind, beträgt die volle Summe 12 000 M. und ein voller Teil 4000 M. So viel erhält C. A erhält 800 M. weniger = 3200 M. und B erhält 1200 M. weniger = 2800 M. 4000 + 3200 + 2800 = 10 000 M.

scheinbaren Äußeren eine Fülle verborgener Schönheiten, die ihre Jünger in hohem Maße zu begeistern vermögen. Es kommt sogar bisweilen vor, daß in einem anderen fache tätige Verehrer der Mathematik sie aus reiner Liebhaberei als Mußebeschäftigung betreiben, sie sich also so sehr von ihr angezogen fühlen, wie andere Menschen von der Kunst und der Musik. Worin ist nun diese Anziehungskraft der scheinbar so nüchternen Mathematik begründet? In ihrer widerspruchsfreien Wahrheit und Folgerichtigkeit, bei der es jeweils nur eine volle und genaue Bestimmtheit und keine sonstigen halben und viertel Möglichkeiten gibt. Sie ist die ergaste aller Wissenschaften. Messerscharf sind ihre Sätze, Beweise und Formeln, da gibt es kein Deuteln, kein Wenn und Aber. Ihre Klarheit ist ihre Schönheit, so wie die Pracht des nächtlichen Sternenhimmels in seiner kristallinen Klarheit liegt. Man spricht daher von einer mathematischen Gewissheit, wenn eine Sache über jeden Zweifel erhaben ist. Manche andere Wissenschaft, insbesondere verschiedene Naturwissenschaften, benutzt die Mathematik als Hilfswissenschaft, am meisten die Mechanik, die Optik und die Astronomie. Auch diese Wissenschaften gelten als ergaste, wenngleich sie in etwas geringerem Maße ergast sind wie die reine Mathematik. Meinungsverschiedenheiten kann es bei ihnen schon eher geben als bei dieser.

Also die Ergastheit und Folgerichtigkeit machen vor allem die Schönheit der Mathematik aus. Wer den vielen Streitereien und Widersprüchen des täglichen Lebens auf eine gewisse Zeit entrückt sein will, kann in der Beschäftigung mit der Mathematik wirkliche seelische Erholung finden. Es liegt in ihr etwas ungemein Beruhigendes. Die Vertiefung in sie vermag daher auf leicht erregbare Naturen eine sehr günstige Wirkung auszuüben. Mathematiker sind im allgemeinen frohe, zufriedene und glückliche Menschen. Ein solches Glücksgefühl sollte auch auf die der Mathematik obliegende Schuljugend überströmen, wozu der Lehrer natürlich in hohem Maße das Seine durch eine verständnisvolle Lehrweise beitragen kann. Er muß es verstehen, seine Schüler auf die Schönheiten dieser einzigartigen Wissenschaft hinzuweisen und sie ihnen mündgerecht zu machen. Und ist es denn nicht wirklich etwas Wunderbares um den nimmermüden menschlichen Geist, der es verstand, aus einfachen Einien und Zahlen einen solchen Kunstbau zu errichten, wie ihn die mathematische Wissenschaft darstellt? Auf welcher niedriger Stufe wären nicht auch die Naturwissenschaften und die Technik stehen geblieben, hätten sie nicht ihre wesentlichste Förderung durch die Mathematik erfahren! So haben wir in letzter Linie fast unser ganzes Kulturbauen der Mathematik und den hervorragenden Männern zu verdanken, die sie zu ihrer jetzigen Größe und Bedeutung gebracht haben. Dieser schönen und erhabenen Wissenschaft sollte daher auch ein würdiger Platz in dem Herzen der lernenden Jugend bereitet sein. Wer sie wirklich zu verstehen sucht, wird sie immer mehr lieb gewinnen.

F. S.



Im Kampf mit Feinden und Löwen.

Daß der Krieg in Ostafrika sich bisweilen noch besonders aufregend durch das aktive Eingreifen des Königs der Tiere gestaltet, erzählt in der Londoner Zeitung „Times“ ein junger Pflanzler aus Nairobi, der den Signaldienst bei den berittenen Schützen Ostafrikas versieht.

Mit Sonnenuntergang brachen wir auf, da wir Befehl hatten, die Vorpostenstellung uns gegenüber — wenn eine da war — bei eintretender Dunkelheit zu nehmen und den Gebirgskamm zu besetzen. Das Ansinnen, mit dem Bajonett vorzugehen, lag manchem von uns schwer auf dem Herzen; denn wir sind nun einmal berittene Schützen und wissen mit dem Bajonett nicht viel anzufangen.

Der Mond schien klar, und ein trockener, kalter Wind flüsterte geheimnisvoll durch das lange Gras, und der abweisend und unzugänglich ausschauende Berg, auf den wir zuhielten, stand tief schwarz und drohend vor uns. Gegen Morgen wurde der Wind schneidend kalt, der Mond ging unter, und die ganze Ebene schien mit scheußlichen schwarzen Gestalten bevölkert, nämlich mit uns, die wir in Schwarmlinien vorrückten. Noch vor Morgengrauen kamen wir an den Fuß des Gebirges und legten uns eine Stunde zum Schlaf nieder, ehe wir zum Sturm antraten. Der Berg war einer der allersteilsten, und wir waren recht enttäuscht, ihn oben leer zu finden. Wäre es anders gewesen, so hätte uns die Geschichte teuer zu stehen kommen können. Es war noch zu dunkel zum Schießen, und so hörte unsere Arbeit für den Augenblick

auf. Als ich kurz darauf Ausguck hielt, übergieß mich der Feind mit einem Maschinengewehr, so daß ich mir sagte, aus bloßer Neugier lohne sich das nicht. Von unserer Seite wurde nicht gefeuert; denn wenn sich auch schwarze Massen die Hügel hinauf- und hinunterwälzten, war es uns doch nicht möglich, festzustellen, ob das nun feindliche oder britische Askaris waren, da sie fast ganz gleiche Uniformen haben. Dann ward es Tag, und ein Schuß fiel, ein Geknatter folgte, und bald dröhnte das Bergrund um uns von der höllischen Musik. Die Maschinengewehre ratterten niederträchtig in hellem Geschmetter über dem vielstimmigen Orchester, das dies Fellsentheater mit Brausen erfüllte.

Und dann kam der Sturm. Fern ab gellte das Horn. Die deutschen Maschinengewehre stellten ihre ausgiebige Arbeit ein, und vorwärts ging es in atemlosem Lauf. Ich hatte mich mit meinen Apparaten nach Möglichkeit außer Gefechtssbereich zu halten, und das Getöse der zeitweilig zum Stillstand kommenden Schlacht klang aus der Tiefe zu mir herauf wie das einer Meute Hunde, denen man das Bellen unterlag hat und die doch nicht Ruhe halten können. Sowie dann ein feindliches Maschinengewehr hysterisch zu zetern anfang, heulte die ganze Meute wieder laut auf.

Wir bemühten uns, einem Maschinengewehr, das nicht zum Schweigen zu bringen war, den Garaus zu machen. Wir mußten ihm die Hölle wohl auch etwas heiß gemacht haben, denn es tat mir die Ehre an, seinen deutschen Haß zehn Minuten lang ganz besonders auf mich zu konzentrieren. In kurzen Zwischenräumen feuerte es in und über und um meinen Felsen herum, und ich fühlte, daß dies ein verdammt aufregendes Spiel war, bei dem um mein Leben gewürfelt wurde. Zwanzig solcher Runden oder mehr waren es, in denen ich liegend ihr Feuer über mich ergehen lassen mußte. Aufspringen, schießen und sich wieder hinwerfen, war dann eins. Danach mußten wir einen unwürdigen Rückzug zu einer sogenannten sicheren Stelle antreten. Ich signalisierte gerade die ersten Worte einer Meldung, da nahm mich ein feindlicher Scharfschütze aufs Korn, und haarscharf sauste die Kugel an meinem linken Ohr vorüber. Ich kniete nieder, ein paar weitere Buchstaben hinüberzuschicken, und eine Kugel ging mir zwischen Arm und Körper hindurch. Ich kletterte zu einem schützenden Felsen, und die nächste Kugel prallte dicht hinter meinem Hals auf den Felsen auf, sprang ab und schwirrte ihre Bahn zurück. Da lief ich den Abhang hinunter und signalisierte zwischendurch. Nun aber richteten die Deutschen eines ihrer Maschinengewehre auf den Mann, der meine Botschaft aufnahm, und setzten ihm derart zu, daß er seinem Schöpfer dankte, als er sich zurückziehen konnte. Das schlimmste bei solchen Sachen ist, daß man immer Haltung zu bewahren hat; denn wer signalisiert, ist allen Blicken ausgesetzt. Der verteuft gut zielende Scharfschütze war ein deutscher Askari, das konnten die Unsern, die er den ganzen Tag über in Atem hielt, sehr wohl sehen. Es ist unglaublich, wie diese Leute kühn sind. So waren mehrere feindliche Scharfschützen unbemerkt durch unsere Linien gekommen und schossen von hinten auf unsere Scharfschützen. Da gab es Aufregung genug für beide Teile.

Der Krieg hier ist ein häßliches, grausames Geschäft, bei dem man einen Menschen wie einen Rehbock aufs Korn nimmt und wenn er umsinkt, laut aufschreut, bloß weil es ein schöner Schuß war. Diese ostafrikanischen Königsschützen sind famose Leute. Sie fechten wie die Teufel, aber wir haben eine natürliche Festung vor uns, und die Deutschen haben sich eingegraben.

Auch Überraschungen kann man hier erleben. Kürzlich kamen unserer Patronille zwei Löwen und eine Löwin mit ihren Jungen in die Quer. Die anderen konnten sich aus dem Staube machen, aber auf den letzten Mann ging die Löwin los. Zum Glück blieb sein Maulesel, vor Schrecken starr, wie angewurzelt am Fleck stehen. Das ließ die Löwin innehalten. Der Mann glitt vom Rücken des Tieres hinunter und hielt schußbereit die Waffe in der Hand. Da aber jede Patronille strikten Befehl hat, unter keinen Umständen auf Wild zu feuern, so blieb ihm die Kugel nur als letzte Hilfe in Todesgefahr. Mißtrauisch umkreiste ihn die Löwin. Dreimal setzte sie mit gewaltigem Satz auf ihn zu, hielt aber jedesmal kurz vorher an, während Roß und Reiter das Blut in den Wern gefror. Kopfschüttelnd legte sie sich endlich nieder. Abzuschütteln war aber die lästige Begleiterin nicht. Bis in den hellen Tag hinein folgte sie dem Patronillenchef, der sich einer Gänsehaut nicht erwehren konnte. Es ist ja etwas ungewöhnlich für einen Löwen, ohne daß er gereizt wird, auf einen Menschen loszugehen. Aber für den, der die Ausnahme von der Regel bildet, ist das ein schwacher Trost.

Aus der linken Seite ihrer Brust rann warmes, rotes Blut. Ihre schwarzen Augen blickten leer, es röchelte in ihrem Hals, ein paar kurze Atemzüge, und ein letzter verzweifelter Schrei entrang sich ihr: „Muck-Muck, kleiner Muck-Muck!“

Da verfinsterte sich die Sonne vor dem kleinen Muck-Muck.

Viele Tage waren seitdem vergangen, viele Male hatten Sonne und Mond gewechselt.

Nie hatte Muck-Muck die Savannen wieder gesehen mit ihrem üppigen Gras, den Baobabbäumen, den Dattelpalmen, den Eianen und all den Herrlichkeiten am Strande des großen Flusses.

Aber er war den großen Fluß hinabgefahren, hatte, an das Deck des Kanoes gefesselt, die Ortschaften der streitbaren Negerhäuptlinge gesehen, die Handelsplätze der weißen Kaufleute, das unendliche Meer mit den vielen Schiffen.

Er war für viel Geld an einen der Männer auf den großen Schiffen verkauft worden, und man hatte ihn über das Meer in ein kälteres Land gebracht, hoch oben im Norden. Hier wurde er in einen großen Käfig gesetzt, der in einem mächtigen Park stand, in dem noch viele andere Tiere gefangen saßen, die er von seiner Heimat her wiedererkannte. Nach den Schrecken der langen, entsetzlichen Reise lebte der kleine Muck-Muck wieder auf, als er die wohlbekannten Laute vernahm aus dem Lande der wogenden Savannen und des Urwaldes: das Trompeten des Elefanten, das Grollen des Warzenschweines, das Schnauben des Flugpferdes, den Liebesruf der Antilope, das Geschnatter der Paviane und Meerkatzen.

Aber sie waren eingekerkert wie er, ihre Laute waren Klagelaute, Sehnsuchtslaute, ein einziger Jammerruf:

„Hier ist es kalt, hier ist es eng, hier ist der Tod. Laßt mich frei, führt mich heim zur Sonne, zu der Heimat meines Vaters, dem Grab meiner Mutter!“

Er legte die Hand des Wächters, er klagte sich fest an seinen Arm, er sagte das einzige Wort, das er sagen konnte: „Muck-Muck“.

Aber der Wärter zeigte ihn den Kindern und deren Eltern, die an dem Gitter standen, und sagte:

„Meine Herrschaften, hier sehen Sie einen Schimpanse, einen ganz jungen, neulich erst aus Afrika herübergebracht. Er ist in ausgewachsenem Zustand ein gefährliches Tier, wird aber in der Gefangenschaft oft sehr zahm. So lange er jung ist, spielt und scherzt er gern. Na, Jungesen!“

Und der Wärter nahm Muck-Muck in die Hand und spazierte mit ihm rings um den Käfig, und die Kinder lachten laut, denn Muck-Muck sah wirklich sehr lustig aus, auch wenn er traurig war.

Eines Tages wurde Muck-Muck an einen Mann verkauft, dessen Aufgabe es war, Schimpansen abzurichten. Muck-Muck war bedeutend im Wert gestiegen, Herr Schulze, der Abrichter, bezahlte 1000 Mark für ihn. Und nun begann ein arbeitsames Leben für Muck-Muck. Er mußte Zigarren rauchen, Sekt trinken, mit Messer und Gabel essen lernen und dergleichen mehr. Und zwar so rasch wie möglich. Schulze gab ihm zuweilen Zucker und Bananen, aber auch Schläge setzte es manchmal ab.

Doch Muck-Muck hatte Talent. Besonders Zigarren rauchen und Champagner trinken konnte er ausgezeichnet. Danach fühlte er sich auch zeitweise wieder glücklich. Er sah dann wieder klar die immer mehr sich verdunkelnden Bilder der Heimat im Urwald. Aber später kamen die Kopfschmerzen und der Kagenjammer, und seine Augen blickten, und seine Lippen formten sich zu Lauten. Es klang wie „Muck-Muck“, aber es bedeutete: „Weißer Teufel, weißer Teufel!“

Dann war er störrisch und widerspenstig und bekam Schläge, zuweilen heftige Schläge. Und da wurde er

weich wie ein Kind und weinte. Nicht laut, das konnte er nicht. Aber in den Augenwinkeln hingen große, schwere Tropfen.

Wenn er allein war, starrte er düster vor sich hin. Es begann in seiner Brust zu röcheln, er fühlte sich krank.

„Nur ein wenig Darmkatarrh,“ sagte der Tierarzt, „das wird bald wieder gut.“

Endlich war Muck-Mucks Erziehung vollendet, und er sollte zum ersten Male auftreten. Sein Name hatte sich auf den Schwingen des Gerüchts über den Kontinent verbreitet: Ein wunderbarer Menschenaffe, ein Phänomen! Die Leute stürzten in das Varietée, in dem das Debut stattfinden sollte, das Haus war ausverkauft.

Muck-Muck hatte Sekt bekommen, und bald war die Furcht des ersten Augenblicks vorüber. Er sah die tausend weißen Teufel nicht mehr, deren Augen ihn unheimlich anstarrten und deren Zähne bligten. Er machte seine Kunststücke, und unterließ er es, so fühlte er sofort die furchtbaren Augen Schulzes auf sich gerichtet, fühlte einen heftigen Kniff im Arm. Als er sich an den Tisch setzte und mit der Gabel aß, ging ein Beifallssturm durch das Haus. Er bekam noch mehr Sekt, wurde noch munterer, verzog den Mund zu einem breiten Grinsen, hörte Lachen und Johlen — und dann sah er plötzlich den riesenhaften Baobabbaum vor sich, die wogenden Savannen davor, den Urwald dahinter — sah seine Mutter in einer roten Blutlache liegen, sah ihren gebrochenen Blick, hörte ihren gellen Schrei: „Muck-Muck, kleiner Muck-Muck!“

Und voller Wut warf er sich auf Herrn Schulze und fragte und biß ihn ins Gesicht. Der Mann erblagte, umfaßte krampfhaft Muck-Mucks Arm, preßte ihn an sich, daß er fast erstickt wäre, lachte ein angestrengtes Lachen und sagte scherzend zum Publikum:

„Ach, das ist Liebe!“

Und er entfernte sich unter tosenden Beifallsstürmen. Hinter den Kulissen bekam Muck-Muck Schläge, daß er sich vor Schmerzen wand und wimmerte wie ein Kind. Aber das hörte das Publikum nicht. Der Applaus fand kein Ende. Muck-Muck mußte wieder hinein. Sein Gang war schwankend, seine schwarzen Augen voll tödlicher Verzweiflung, seine Lippen riefen undeutlich: „Muck-Muck!“ „Gebt mich frei, führt mich heim — oder laßt mich sterben,“ bedeutete es.

Aber der gemüthliche Herr Schulze verbeugte sich und sagte: „Das bedeutet: „Auf Wiedersehen, meine Herrschaften!“

Die Morgenzeitungen brachten eine Hiobspost: Ein tückischer Mord! Der Impresario Schulze erdroßelt. Wer ist der Täter?

Und an anderer Stelle: Der berühmte Affe Muck-Muck spurlos verschwunden.

Auf einem Hausdach aber lag Muck-Muck halb erfroren. Dorthin hatte er sich geflüchtet. Ein Röcheln kam aus seiner Brust, sein Körper wand sich wie im Krampf, seine Finger schienen gleichsam einen Gegenstand fest zu umklammern, wild blickten seine Augen.

Aber dann wurden sie milder, und ehe sie erloschen, glaubte Muck-Muck das wogende Gras am Strande des großen Flusses singen zu hören, die Farbenpracht der Orchideen im Urwald zu sehen, die Sonne seine steifen Glieder erwärmen zu fühlen — und in dem Baobabbaum saß seine Mutter und sang:

„Muck-Muck, kleiner Muck-Muck!“



Die Schönheit der Mathematik.

Die Mathematik (Größenlehre) hat nicht allzuviel Freunde unter der Schuljugend. Sie gilt als trocken und langweilig. Freilich sehr zu Unrecht. Wer sie recht begreift, ihr wahres Wesen zu würdigen versteht, wird sie als eine der schönsten und anziehendsten Wissenschaften, als eine Perle menschlichen Geistes schätzen. Sie besitzt unter einem un-